Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 74 (1999)

Heft: 12: Liegt Schnee vor der Tür, stürmen die Kinder ins Freie : Schneemänner bauen, Höhlen graben, Flocken fangen oder einfach herumtollen

Anhang

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

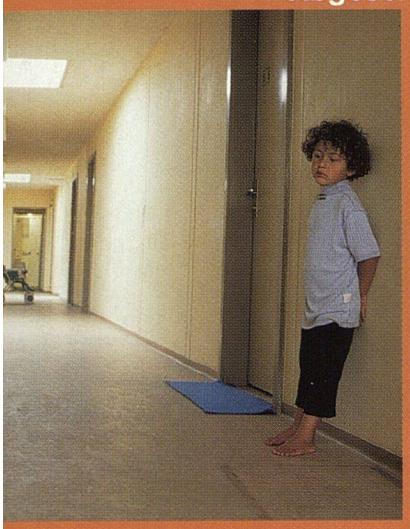
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

eXtra 3

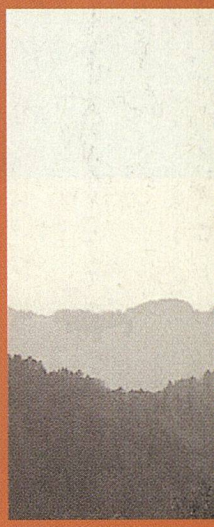
Wohnen im Abseits

Ganz gleich, wo der Mensch gerade wohnt, meist ist ihm sein Aufenthaltsort Zentrum der Welt. So ist es stets eine Frage der Definition, wo das Zentrum liegt und der Rand beginnt. Wir haben Menschen und Orte ausgewählt, die in unserem Empfinden im Abseits wohnen – aus freiem Willen wie im Tösstal, erzwungen von Umständen wie im Durchgangsheim für Asylbewerber/innen. Die Ränder liegen näher, als wir uns das im Zentrum denken.

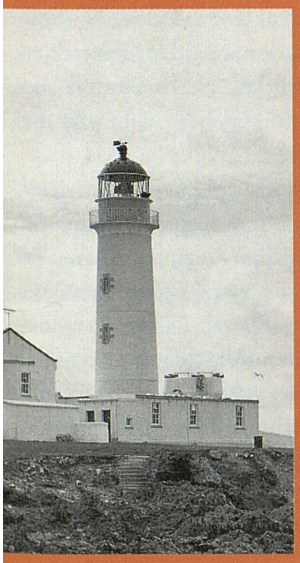
Abgeschnitten, eingezäunt Seite 2



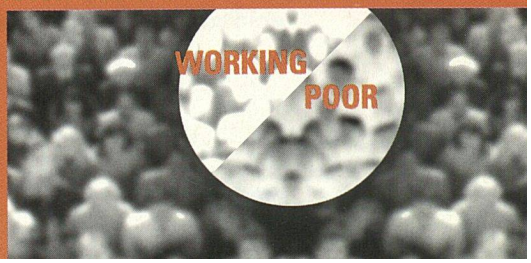
«Völlig ab der Welt!» Seite 1



Bastionen des Lichts Seite 18



Working poor im reichsten Land der Welt Seite 8



Einladung zur Subskription

Wegweisend wohnen

Gemeinnütziger Wohnungsbau im Kanton Zürich an der Schwelle zum 21. Jahrhundert

In den neunziger Jahren sind in Stadt und Kanton Zürich zahlreiche wegweisende Objekte des genossenschaftlichen und kommunalen Wohnungsbaus entstanden. **Wegweisend wohnen** behandelt nicht nur die Architektur dieser Bauten, sondern zeigt auch, wie in ihnen gewohnt wird und wie sich die Genossenschaftsbewegung zu neuer Vitalität entwickelt.
Das Buch richtet sich an die Bewohnerinnen und Bewohner, an Genossenschaftsverantwortliche und Fachleute. Es dokumentiert neunzehn herausragende Beispiele mit lebendigen Reportagen und Fotografien, mit Plänen und Kenndaten. Dazu kommen vertiefende Kapitel zur Geschichte des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, zur Architektur, zur Rolle der öffentlichen Hand und zu weiteren Sachthemen.

Wegweisend wohnen
Gemeinnütziger Wohnungsbau im Kanton Zürich
an der Schwelle zum 21. Jahrhundert
Verlag Scheidegger & Spiess
Erscheint im April 2000

Klappenbroschur, ca. 240 Seiten
ca. 200 Fotografien
Format 21 x 28,5 cm
Subskriptionspreis bis Ende April 2000: Fr. 49.–
Verkaufspreis ab Mai 2000: Fr. 69.–

Herausgeberschaft: Schweizerischer Verband für Wohnungswesen, Sektion Zürich; Fachstelle Wohnbauförderung des Kantons Zürich; Büro für Wohnbauförderung der Stadt Zürich

Fotografien von Nadja Athanasiou
Beiträge von Dagmar Anderes, Jan Capol, Hans Conrad Daeniker, Stefan Hartmann, Michael Kaufmann, Daniel Kurz, Lisa Maire, Peter Schmid, Jürg Zulliger

Ich bestelle _____ Exemplare **Wegweisend wohnen**
zum Subskriptionspreis von Fr. 49.–
(gültig bis Ende April 2000)

Name _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

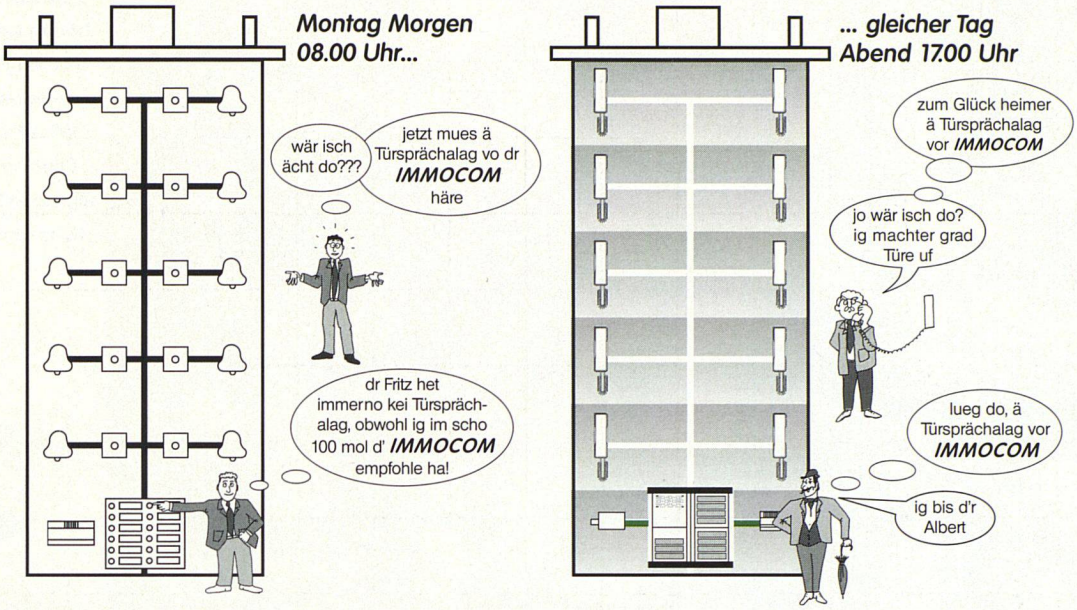
Das Buch wird Ende April 2000 mit Rechnung zugestellt

Bestellung bitte senden oder faxen an:
SVW Sektion Zürich, Triemlistrasse 185, 8047 Zürich
Fax 01 462 06 77

IMMOCOM
Hauskommunikations-Systeme

Bringt Kommunikation ins Haus... ...gebührenfrei!

Tür-/Video-sprechanlagen



• Schweizweit vom CH-Fachspezialisten • Zum Fixpreis • Reduzierter Verwaltungsaufwand • Bis 40 Wohnungen am selben Tag
• Kein Drahtnachzug • 24 Monate Vollgarantie • Servicestützpunkte – Lengnau/BE – Dietikon/ZH – Lausanne/VD

IMMMOCOM Hauskommunikations-Systeme GmbH • Postfach 453 • 2543 Lengnau/BE
Tel. 032 653 73 40 • Fax 032 653 73 41 • E-Mail: immocom@bluewin.ch

GGZ

Erhalten. Erneuern. Erstellen.

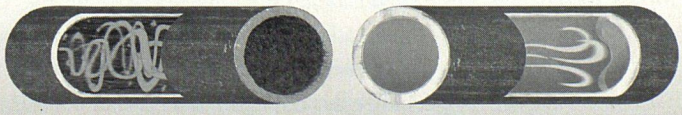
die Zukunftsgärtner

Gartenbau-Genossenschaft Zürich/Im Holzerhurd 56/8046 Zürich
Telefon 01 371 55 55/Fax 01 371 05 20

Leitungssanierung durch Innenbeschichtung

Promotec

Das **patentierte** Rohrsanierungsverfahren **PROMOTEC** ist das einzige mechanische Nassreinigungsverfahren, mit welchem auch sehr verbrauchte und /oder inkrustierte Rohrleitungen schonend gereinigt und anschliessend mit einer **PROMEPOX** plus Beschichtung dauerhaft gegen Korrosion und den Aufbau von Ablagerungen geschützt werden können.



Unser PROMOTEC-Verfahren
- reinigt und beschichtet das Wasserleitungssystem
- revitalisiert «verbrauchte» Rohrleitungen
- schützt nachhaltig vor neuer Lochfrasskorrosion
- erspart kostspielige und unangenehme Bauarbeiten
- wird in belegten Wohn-, Geschäftshäusern, Hotels, usw. ausgeführt
- qualitativ hochwertig und das mit Garantie

Promotec AG
Sonnenweg 14
CH-4153 Reinach BL1

Tel. 061/711 32 53
Fax 061/711 31 91
www.promotec.ch

Die Aktiva F'6 glänzt.

In vollendeter Form...

...und vorbildlicher Technik.

hansgrohe

Absoluter Star in puncto Ausstattung und Optik ist die Aktiva F'6 mit ihren drei Strahlarten. Der Normalstrahl entwickelt über 72 Düsen und mehrere Strahlkreise einen wunderbar weichen und großflächigen Brauseregen. Beim Softstrahl wird das Wasser in der Mischkammer nach dem Kaskaden-Prinzip aufgelockert. So entsteht ein perlender mit Luft angereicherter Strahl. Der Massagestrahl wird in den Kammern eines Rotors erzeugt: Kleine Wassermengen werden stark verdichtet und in Intervallen herausgeschleudert. Die Aktiva F'6 glänzt auch durch die Reinigungsfunktion Quiclean, die Waterdim-Funktion und die auswechselbare Kartusche. **Lust auf mehr? Einfach anrufen: 056/4162626 oder interaktiv werden: http://www.hansgrohe.ch.**

Abgeschnitten, eingezäunt

Im Herbst 1992 wurden in Embrach zwei Durchgangszentren für Asylbewerber/innen eröffnet. Sie bieten Platz für je 120 Personen. Jedes der Heime besteht aus zwei Bauten, in denen nebst den Zimmern eine Grossküche sowie mehrere Aufenthalts- und Spielräume untergebracht sind. Auch die Toiletten und die Waschküche teilen sich die Bewohner/innen. Ein dritter Bau stellt jeweils den Verwaltungs- und Schultrakt dar. Die drei Pavillons sind zu einem Hof gruppiert.
Das besuchte Durchgangsheim in Embrach ist eines von rund 30 Zentren der Asylorganisation Zürich, in dem die Bewerber/innen zwischen vier bis sechs Monate leben, bevor sie einer Gemeinde zugewiesen werden.

Beim Eingang, dort, wo die Fenster das Licht hineinlassen, haben die Frauen eine Sitzecke eingerichtet.

Text: Dagmar Anderes
Fotos: Heinz Dolderer

Im Zürcher Unterland, eingebettet zwischen die Abhänge des Blauen und des Dettenberges, liegt Embrach, ein Dorf mit 7000 Einwohner/innen. Die Psychiatrische Klinik Hard mit Personalhaus, eine Drogenentzugsstation und zwei Durchgangsheime für Asylbewerber/innen gehören ebenfalls zum Ort. Die Bahnlinie, eine Hauptstrasse und die Industrie schneiden sie allerdings vom Dorf ab, so ist ein eigentliches Ghetto entstanden.

Ängste beim Klinikpersonal

Eine knappe Viertelstunde Fussmarsch vom Bahnhof, und ich stehe vor den drei gelben, zu einem Hof angeordneten Pavillons, die das DZ I (Durchgangszentrum I) bilden. An diesem sonnigen Septembermittag sitzen auf dem Vorplatz drei Jungen. Als sie mich wahrnehmen, unterbrechen sie ihr Spiel, schauen neugierig und grüssen fröhlich. Eine ältere Frau überquert den Hof. In ihrem Blumenrock, dem weiten Pullover und dem Kopftuch erinnert sie an eine süditalienische Dorfbewohnerin. Den Zaun, der die Anlage umgibt, hat eine Bewohnerin zweckentfremdet: bunte Blusen und T-Shirts hängen dort zum Trocknen. Eigentlich ist er als Schutz für die Bewohner/innen des Personalhauses der Klinik gedacht.

«Man vergisst die Leute dort unten einfach»
Dori Züllig, Embracherin

Als das Personal der Psychiatrischen Klinik Hard zu Beginn der 90er Jahre über die Planung eines Durchgangszentrums für Asylbewerber/innen orientiert wurde, äusserte es grosse Bedenken. Besonders bei den Bewohner/innen des Personalhauses habe das Vorhaben Ängste ausgelöst, erinnert sich Jürg Schaefer, Verwaltunsdirektor der Klinik Hard. Fast alle Schweizer/innen zogen aus. Kritisiert wurde vor allem die Anzahl der Unterkünfte und der Standort: «Was uns erschreckt, (...) ist die unglaubliche Zahl von 360 Menschen, die wie ein Keil zwischen Personalhaus und Klinik eingezwängt werden», schrieb das Personal in einer Petition an Peter Wiederkehr, der als Gesundheits- und Fürsorgedirektor sowohl für die Unterbringung von Asylsuchenden wie auch für die Psychiatrische Klinik Hard zuständig ist. Peter Wiederkehr strich daraufhin den geplanten Reserveraum für 120 Asylsuchende. Die verbleibenden 240 Plätze teilte man auf zwei Zentren auf, ein Heim kam vor, das andere hinter das Personalhaus zu liegen. Auf die Ängste reagierte man weiter mit einer Umzäunung der Zentren, und die Klinik Hard führte einen Begleitservice ein: Wer nach der Spätschicht nicht alleine ins Personalhaus hinübergehen will, wird begleitet.

Im Januar 1993 zogen die ersten Asylbewerber/innen ein, bald schon beruhigte sich die Stimmung. Bis heute reden die Bewohner/innen des Personalhauses und die Leute der Zentren jedoch kaum miteinander, von gegenseitigen Besuchen ganz zu schweigen. «Der Grossteil unseres Personals sieht in den Asylbewerber/innen künftige Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt», sagt Jürg Schaefer. Von Solidarität selbst mit den eigenen Landsleuten sei absolut nichts zu spüren. Dagegen ist die Beziehung zwischen Klinikleitung und jener der Durchgangsheime gut, man arbeitet zusammen, etwa wenn Asylbewerber/innen unter einem Kriegs-

Nach dem Mittagessen, bevor die Schule beginnt, spielen die Kinder auf der Wiese zwischen den Unterkünften.

trauma leiden. Die Heimbewohner/innen dürfen ausserdem das Hallenbad der Klinik benützen.

Im Dorf selbst verursachte die Eröffnung des Zentrums keinen Wirbel, wahrscheinlich nicht zuletzt, weil die Gemeinde einen Vorteil herausholen konnte: sie knüpfte ihr Einverständnis fürs Heim an die Bedingung, keine zusätzlichen Asylbewerber/innen mehr aufnehmen zu müssen.

Auch heute bleiben die 240 Frauen, Männer und Kinder, die jeweils während mehrerer Monate in den Pavillons auf dem Klinik-Areal leben, von den Embracher/innen unbeachtet. «Man vergisst die Leute dort unten», meint Dori Züllig, die im Dorf wohnt und arbeitet. Allenfalls nehme man die Asylbewerber/innen – vor allem die Dunkelhäutigen – am Bahnhof oder beim Einkaufen wahr, aber Gespräche ergäben sich nicht. Das wäre möglicherweise anders, läge das Heim zentraler. «Wir müssen nehmen, was angeboten wird», sagt Thomas Graf, Informationsbeauftragter der Asylorganisation für den Kanton Zürich. Und das Angebot bestand in diesem Fall auf dem Klinikareal, da der Kanton dort über eigenes Land verfügte.

«Mir gefällt, wie sich die Leute die Räume aneignen»
Ursula Schlatter, Zentrumsleiterin

Für vier Personen 17 m²

Für Ursula Schlatter, Leiterin des DZ I, hat die Abgeschiedenheit auch Vorteile. Dank der Lage am Waldrand könnten die Familien schöne Spaziergänge unternehmen. Gleichzeitig lasse man die Leute hier in Ruhe, Anschläge aufs Zentrum seien keine verübt worden. Auf einem Rundgang zeigt Ursula Schlatter, wie die 120 Leute, davon 51 Kinder, in ihrem Zentrum leben:

In der Grossküche bereiten die Asylbewerber/innen ihr Essen zu; jede Familie, jede Einzelperson kocht für sich. Umso erstaunlicher ist die Ordnung: Weder gebrauchte Pfannen noch benutzte Teller türmen sich in der Spüle. Von der Küche führt Ursula Schlatter in den Wohntrakt. Links und rechts eines breiten Gangs liegen die Zimmer, ganz am Ende befinden sich die gemeinsamen Duschen (jeweils sechs für 60 Personen) und Toiletten. Schmutzig sind sie, und es stinkt. Das sei erst seit der Ankunft einer neuen Grossfamilie so, sagt Ursula Schlatter. Deren Kinder seien nicht gewohnt, Sitztoiletten zu benutzen. Mehr als einmal hätten sie ihr Geschäft auch einfach hinter dem Haus verrichtet.

Beim Eingang, dort, wo Licht durch eine Glastür dringt, haben sich drei Frauen eine Sitzecke eingerichtet. Offenbar fühlen sie sich hier wohler als im Aufenthaltsraum. «Mir gefällt, wie sich die Leute die Räume aneignen», sagt Ursula Schlatter. Eine der drei Frauen lädt uns zum Kaffee ein. Zu Beginn hatte Ursula Schlatter Mühe gehabt, die zahlreichen Einladungen und Geschenke in Form von Selbstgebackenem anzunehmen. Inzwischen habe sie gelernt, dass dies besonders bei Menschen aus den Balkanländern üblich sei. «Auch wenn sie selbst fast nichts haben, teilen sie alles.»

Marija S. hat ihr Zimmer so gut als möglich eingerichtet: Zwei Kajütenbetten, die ein kleines Sofa einklemmen, davor ein Salontisch und in der Ecke ein Wandschrank. Viel mehr

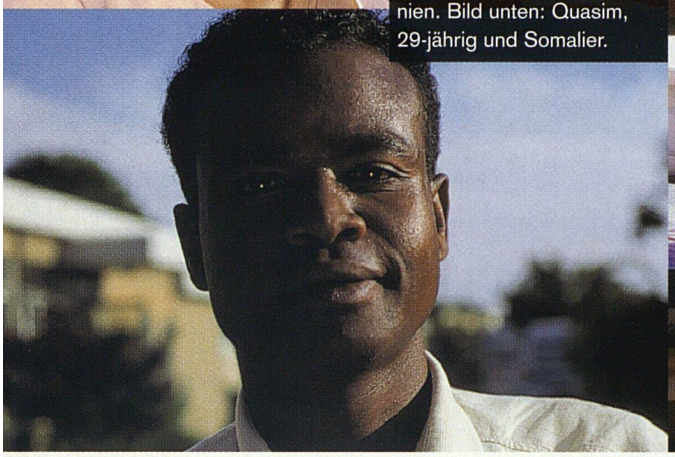
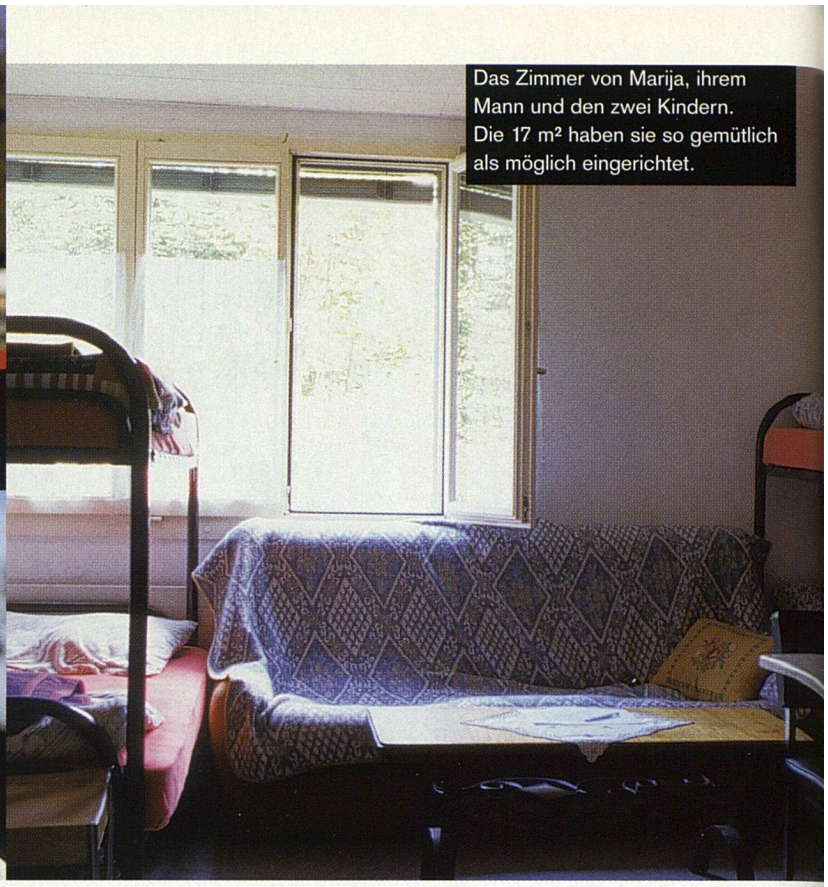


Bild oben: Marija S. ist Kroatin und kommt aus Bosnien. Bild unten: Quasim, 29-jährig und Somalier.



Das Zimmer von Marija, ihrem Mann und den zwei Kindern. Die 17 m² haben sie so gemütlich als möglich eingerichtet.

hat in dem 17 m² kleinen Raum nicht Platz. Neben den Viererzimmern gibt es im Zentrum auch solche für sechs Personen (à knapp 22 m²) sowie ein Achterzimmer. Darin lebt zurzeit eine irakische Familie mit sieben Kindern, das jüngste kam vor zwei Wochen zur Welt.

Marija S. ist zufrieden mit ihrer Unterkunft. Es sei ja nur eine Übergangslösung – und besser als in Bosnien während des Kriegs. Bevor die Gewaltwelle den Balkan überrollte, lebte die Familie in einem dreistöckigen Haus mitten in der Stadt Bosanski Šamac. Marija arbeitete als kaufmännische Angestellte in einem Büro. Dann wurden sie vertrieben, gefoltert; ihr Mann verbrachte zwei Jahre in einem serbischen Gefangenenlager, die Kinder mussten zeitweise für sich allein schauen.

«Jeder ist mit sich selbst beschäftigt, die Wärme fehlt»
Marija S., Asylbewerberin

Hoffnungen ändern nichts

Im Durchgangsheim fällt Marija durch ihren Einsatz auf. Täglich hilft sie der Primarlehrerin, welche die Kinder im Zentrum unterrichtet, indem sie zum Beispiel Mathe-Aufgaben überprüft. Den Abend, wenn die Hausarbeiten erledigt sind, verbringen sie und ihr Mann hie und da bei einem Schwatz mit den Nachbarn. Marija sagt, sie verstehe sich mit allen Bewohner/innen. Dabei leben hier Leute aus 15 verschiedenen Ländern. Die unterschiedlichen Kulturen führen indes nur selten zu Streit. Problematischer sei die Sozialisierung der einzelnen Familien und Menschen, sagt die Zentrumsleiterin. Jede Familie habe ihre eigene Kultur. «Es wäre auch für Schweizer/innen schwierig, in einer Schicksalsgemeinschaft von 120 Personen zusammenzuleben.»

Umso mehr freut sich Ursula Schlatter über die normalerweise friedliche Atmosphäre. Freunde hat Marija allerdings im Zentrum keine. «Jeder ist mit sich selbst beschäftigt; die Wärme fehlt.» Vielleicht glaubt Marija auch nicht mehr an Freundschaft. Im Krieg hat sie erfahren, wie Menschen sich verändern. Und sie hat feststellen müssen, dass ihre Hoffnungen den Verlauf der Dinge nicht beeinflussen. «Ich kann nicht sagen, was ich mir wünsche. Veränderungen ergeben sich einfach.» Tags zuvor hat die Familie negativen Bescheid erhalten: Ihr Asylantrag wurde abgelehnt. Jetzt wollen sie alles daran setzen, um in einem Drittstaat aufgenommen zu werden. Ein Zurück gebe es für sie nicht: Marija ist katholische Kroatin, ihr Mann muslimischer Bosnier. Je nach Wohnort bekäme sie oder er in der Heimat den Hass der Bevölkerung zu spüren.

Fähigkeiten erhalten und fördern

Wir verabschieden uns von Marija, stehen wieder im Freien, als ein Sprechchor einsetzt: «Schule, Schule, Schule». Es sind die Kinder, die vor verschlossener Türe darauf warten, dass die Lehrerin ihnen öffnet und der Unterricht beginnt. Auch die Erwachsenen müssen während der gesamten Aufenthaltszeit Lektionen in Deutsch und Lebenskunde besuchen. Diese Stunden füllen die Tage jedoch nicht aus, und

Am Zaun hängen die Bewohner/innen ihre Wäsche auf.

Manchmal vertreiben sich die Männer mit einer Partie Billard die Zeit.

arbeiten dürfen die Asylbewerber/innen von Gesetzes wegen nicht. Langweilig muss es ihnen trotzdem nicht werden: Jeder kann sich im Zentrum für einen Dienst melden: Putzen, die heimeigenen Velos vermieten, die Abfälle entsorgen oder den kleinen Laden betreiben. Die Bewohner/innen sorgen auch selbst für den Unterhalt ihres Heims, reparieren Schäden, streichen Wände und gestalten den Garten. «Wir wollen die Fähigkeiten der Leute erhalten und fördern. Damit verbessert sich ihr Selbstwertgefühl, was ihnen auch bei einer Rückkehr zugute kommt», nennt Ursula Schlatter als Ziel.

Ursula Schlatter erscheint es zudem wichtig, dass die Leute die Ressourcen ihrer Gemeinschaft nutzen, was sie auch tun: So hüten sie sich gegenseitig die Kinder, stehen einander in ihrer Trauer bei. Vor allem aber möchte die Zentrumsleiterin den Asylbewerber/innen Begegnungen mit der Bevölkerung ermöglichen. Diesem Zweck dient ein Einsatzprogramm, bei dem eine Gruppe Asylbewerber/ innen lokalen Bauern bei der Wümmet (Weinlese) hilft. «Nach einem solchen Tag harter körperlichen Arbeit blühen die Männer richtig auf», sagt Ursula Schlatter. Gleichzeitig seien diese Einsätze eine Form von Öffentlichkeitsarbeit für Asylbewerber/innen.

Als Lohn für ihren Einsatz – im Zentrum oder ausserhalb – erhalten sie ein bescheidenes Taschengeld. Wer nur konsumiert, also kein Amt übernimmt, bekommt lediglich den Essensbetrag. Für eine Einzelperson beträgt dieser 112 Franken für zwei Wochen. Damit macht niemand grosse Sprünge. «Das Geld ist schon knapp», meint Qasim, ein 29jähriger Somalier, der seit acht Monaten im DZ I wohnt. Mit dem, was er dazu verdient, leistet er sich alle fünf, sechs Wochen einen Discobesuch, statt Bier gibt's dann Mineralwasser. Darüber lacht Qasim nur. Als störend empfindet er eher, dass er sich das Zimmer mit drei anderen Männern teilen muss. Vor allem nachts, wenn er keinen Schlaf findet, weil seine Zimmerkollegen schwatzen oder Radio hören, sehnt er sich nach einem eigenen Raum. Doch auch damit kann Qasim leben. Was ihn wirklich beschäftigt, ist der Gedanke an seine alte Mutter, die allein in Mogadischu lebt. Ihr Mann ist tot, mehrere Verwandte im Krieg umgekommen, und die übrigen Angehörigen haben das Land verlassen. Qasim hat keinen Kontakt zu ihr. «Was ist, wenn sie krank ist? Wer schaut dann nach ihr?» fragt er sich.

«Wer schaut nach meiner Mutter, wenn sie krank ist?»
Qasim, Asylbewerber

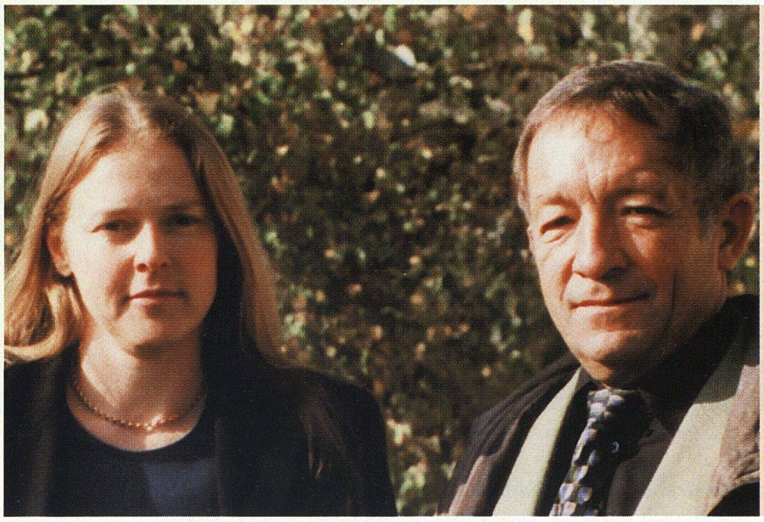
Kopfzerbrechen bereitet ihm ausserdem, wie er eine Stelle finden kann. Inzwischen besitzt er zwar den F-Ausweis (Statut: vorläufig aufgenommen), der ihn zum Arbeiten berechtigt, doch das nütze ihm wenig. Überall werde ein C- oder B-Ausweis verlangt. Sein drittes Problem sind die fehlenden persönlichen Ausweispapiere. Sie verunmöglichen es ihm, in ein anderes Land zu reisen.

Später an diesem Tag findet Ursula Schlatter im Büro einen Brief für Qasim, der seinen Transfer in eine Gemeinde ankündigt. Der junge Somalier freut sich sehr über diese Nachricht; er hofft, damit bessere sich auch seine Wohnsituation. Das war vor zwei Wochen – inzwischen ist Qasim bereits umgezogen. Wie es ihm am neuen Ort wohl geht? [eXtra]

Wenn Wohnraum ins Abseits läuft

Hat eine Siedlung einen schlechten Ruf, findet der Vermieter kaum mehr die Mieter/innen, die er sich wünscht. Also investiert er nicht mehr, was das Mietersegment weiter einschränkt. Rodolfo Keller und Irene Meier forschen im Auftrag des Bundesamtes für Wohnungswesen nach Ursachen solcher Prozesse und den Möglichkeiten.

Interview und Foto: Mike Weibel



Die Gesprächspartner:
Rodolfo Keller (rechts im Bild) ist VR-Delegierter der Logis Suisse SA, einer gemeinnützigen Immobiliengruppe, an welcher Bund, Gewerkschaften, Coop und einzelne Genossenschaften beteiligt sind. Sie besitzt gesamtschweizerisch über 3500 Wohnungen. Keller war bis 1998 Stadtpräsident von Illnau-Effretikon.
Irene Meier (links im Bild) ist freischaffende Wirtschaftsgeografin und Mitinhaberin des Büros meier & blattmann in Zürich. Sie engagierte sich für die Grüne Partei während neun Jahren im Zürcher Kantonsrat. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf frauenpolitischen Themen.

Was versteht man unter Desintegration, und was hat das mit Leerständen zu tun?

Keller: Desintegration beschreibt einen Prozess, der selbstverstärkend wirkt: Ist eine Siedlung durch äussere Faktoren wie Lärm oder unzeitgemässe Grundrisse benachteiligt, ziehen bei flüssigem Wohnungsmarkt die besser gestellten Mieter aus. An ihre Stelle treten Mieter ausländischer Herkunft, meist aus Schichten, die auf dem Wohnungsmarkt benachteiligt sind. Dies beschleunigt wiederum den Auszug der ursprünglichen Mieterschaft. Angehörige anderer Nationalitäten können auch nicht mit sehr günstigen Preisen angesprochen werden, da die Siedlung inzwischen einen schlechten Ruf hat. Leerstände und damit Verlust sind die unvermeidbare Folge davon.

Bei uns fehlt eine Integrationspolitik auf fast allen politischen Ebenen.

Weshalb lässt man dieser Entwicklung nicht freien Lauf? Was spricht gegen Klein-Albanien in Schwamendingen?

Meier: Das ist eine der grossen und umstrittenen Fragen in diesem Zusammenhang. Es ist wirklich nicht ausschliesslich negativ, wenn Menschen fremder Herkunft innerhalb ihrer Ethnie wieder eine Heimat finden und ein soziales Netz aufbauen können. Das macht ja den problematischen Wohnraum attraktiv für die nicht integrierten Zuwanderer.

Für das Gastland wird es allerdings schwieriger, wenn sich ein Ghetto bildet. Wie soll dann die Integration funktionieren? Wenn der alltägliche Austausch über die Kulturen hinweg nicht mehr automatisch passiert, dann müssen andere, zusätzliche Integrationsschritte unternommen werden. Sonst kommen kriminelle Jugendbanden in die Schlagzeilen, wie wir das in Frankreich oder Deutschland beobachten konnten.

Keller: Als Liegenschaftenbesitzer hat man ein wirtschaftliches Interesse daran, dass die Mieterschaft nicht einseitig zusammengesetzt ist. Wenn Menschen aus Krisengebieten zurückwandern, kommt es plötzlich zu grossen Leerständen.

Was unterscheidet die Situation in der Schweiz von derjenigen in den europäischen Nachbarländern?

Meier: Sicher sind die Grössenverhältnisse anders. Die kleinräumige Schweiz kennt keine homogenen Siedlungen mit zigtausenden von Mietern. Dann fehlt bei uns auch eine Integrationspolitik auf fast allen politischen Ebenen. Die Integrationsleitbilder von Städten wie Zürich, Bern und Basel sind die Ausnahme.

Keller: Besonders ist auch, dass wir diese Desintegrations-Probleme nicht nur in den Städten, sondern ebenso in Randgebieten haben. Ältere städtische Quartiere verfügen über eine Kultur der Integration, im Gegensatz zu einem Neubaugebiet auf dem Land. Es gibt bei uns auch viel weniger Wohnungen, auf deren Belegung der Staat Einfluss hat.

Die ausländerfeindliche SVP hat bei den jüngsten Wahlen grosse Erfolge verbucht. Welchen Einfluss hat dies auf die Diskussion um Intergration?

Meier: Das sieht man gut in Schwamendingen, wo sich viel ausländische Wohnbevölkerung angesiedelt hat. Dort ist der SVP-Wähleranteil stark gestiegen. Das weist darauf hin, dass tatsächlich unbewältigte Probleme da sind. Ein Teil der Schweizer Bevölkerung reagiert mit Abwehr, wie das die SVP predigt. Es wird eine besondere Herausforderung sein, die von Abwehr geprägten Haltungen aufzuweichen und dort Integrationsprozesse beliebt zu machen.

An einer schlechten Lage lässt sich eine Wohnung nicht beliebig nach oben sanieren.

Seit neustem gehen die Leerwohnungsziffern wieder zurück. Verliert das Thema Desintegration deshalb an Aktualität?

Keller: Kurzfristig schon, doch das Problem ist ein längerfristiges. Soziale Spannungen kosten am Ende bestimmt mehr Geld als präventive Massnahmen.

Genossenschaften investieren häufig viel Geld in die Hebung des Wohnungsstandards, um Desintegration zu verhindern. Wo liegen hier die Gefahren?

Keller: Das können natürlich nur zumeist ältere Genossenschaften, die über die nötigen Rückstellungen verfügen. An einer schlechten Lage lässt sich eine Wohnung nicht beliebig nach oben sanieren, sonst hat man teurere Wohnungen, die genauso leerstehen.

Dann stellt sich die Frage, wohin die unerwünschten Mieter gehen. Das Problem wird einfach weitergeschoben, statt dass man es von Grund auf angeht.

Meier: Politisch betrachtet gibt es eine Menge Leute, die auf günstigen Wohnraum angewiesen sind. Es ist also unerwünscht, all diesen Wohnraum wegzusanieren. Der Staat sollte ein Interesse daran haben, dass günstiger Wohnraum vorhanden ist, sonst müssen die Gemeinden vermehrt Sozialhilfe leisten.

Sie haben die Fachliteratur zum Thema Desintegration durchgekämmt. Gibt es allgemeine Erkenntnisse, die sich auf unsere Verhältnisse übertragen lassen?

Meier: Unbestritten ist in der ganzen Literatur zu ausländischen Projekten, dass verbindliche Formen von Mitarbeit und Einbezug der Mieterschaft gefunden werden müssen, vor allem auch bei interkulturellen Konflikten; dass man also eine Form von institutionalisiertem Mitreden finden muss. Das erste Stichtwort heisst Partizipation.

Der zweite übereinstimmende Punkt ist, dass unbedingt alle Akteure im Umfeld einzubeziehen sind, also Mieterschaft, Vermieter, Hauswarte, Lehrer/innen, Behörden, Ausländervereinigungen und so weiter.

Keller: Daneben soll man die anderen Möglichkeiten nicht vergessen; politische Vorstösse können die Verkehrsimmissionen lindern oder den Schulweg verbessern.

Meier: Es brauchen nicht immer bauliche Massnahmen im Zentrum zu stehen. Viel gewonnen ist auch, wenn die zwischenmenschlichen, kommunikativen Probleme behoben sind. Von aussen sieht man nur die lärmige Strasse, während sich vielleicht die Mieterin an ganz anderen Dingen stört – dass zum Beispiel die einen Männer immer auf den Boden spucken.

Wie soll denn der Vermieter überhaupt Zugang finden zur Mieterschaft, wenn diese fremdsprachig und kulturfremd ist?

Meier: Natürlich können wir nicht den Hauswart losschicken, wenn wir mit albanischen Hausfrauen ins Gespräch kommen wollen. Hier sind sicher Profi-Frauen gefragt. Man muss die Mieter/innen bei ihren Problemen abholen, seien dies sprachliche Barrieren, schulische oder wirtschaftliche Schwierigkeiten. Frauen spielen im Zusammenhang mit Integration eine Schlüsselrolle, weil ihre Stellung im familiären Alltag zentral ist.

Keller: Die Ansprüche an den Hauswart ändern sich schon. Er soll nicht nur für Ordnung sorgen, sondern merken, wo Schwierigkeiten liegen und diese auch ansprechen.

Soziale Spannungen kosten am Ende bestimmt mehr Geld als präventive Massnahmen.

Sie schlagen vor, ein Handbuch zum Thema Desintegration herauszugeben. Welche Ratschläge würden Sie einer Genossenschaft geben?

Keller: Dass man bewusst und offensiv an die Probleme rangeht.

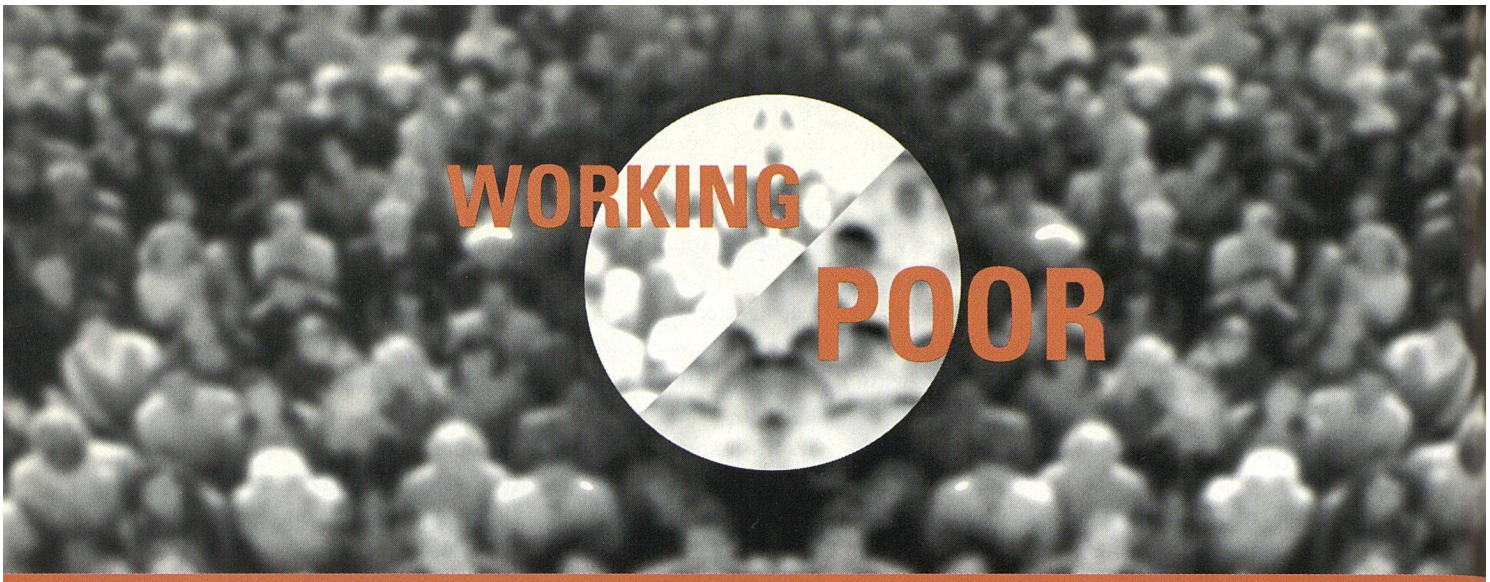
Meier: Nicht die Wohnbauträger dürfen die Probleme definieren, sondern die Mieter/innen. Zuerst sollte man also in die Kommunikation mit der Mieterschaft investieren und fragen: Gibt es eine gemeinsame Problemdefinition?

Keller: Wir haben bei der Logis Suisse tatsächlich die Erfahrung gemacht, dass beim Siedlungsfest ganz andere Probleme genannt wurden, als wir sie vermutet hatten. [eXtra]

Bibliografie

Wer sich für weiterführende Literatur interessiert, kann auf die ausführliche Bibliografie des Forschungsteams zurückgreifen. Konkaktadresse:
Irène Meier
meier & blattmann
Neustadtgasse 7
8001 Zürich
Tel. 01 252 40 70

Integrationsleitbilder (Broschüren) können bestellt werden bei:
Basler Integrationsleitbild, Polizei- und Militärdepartement des Kantons Basel-Stadt, Migrations- und Integrationsfragen
Tel. 061 267 70 45
Zürcher Integrationsleitbild: Fachstelle für Stadtentwicklung, Präsidialdepartement der Stadt Zürich
Tel. 01 216 36 63



Working poor im reichsten Land der Welt

Sie arbeiten und sind trotzdem arm. Sie machen zwei Jobs nebeneinander, und das Wasser steht ihnen bis zum Hals. Was man aus der Dritten Welt und aus den USA kennt, grassiert auch in der reichen Schweiz: Working poors leben am Rande der Konsumgesellschaft.

Carlo Knöpfel*

Ein Haushalt gehört zu den working poors, wenn das verfügbare Haushaltseinkommen nicht über die festgelegte Armutsgrenze der SKOS (Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe) hinaus reicht und in diesem Haushalt mindestens eine Person im Erwerbsalter vollzeitlich erwerbstätig ist. Der Begriff working poor bezieht sich immer auf Haushalte, nicht auf einzelne Personen. Ein niedriges Erwerbseinkommen bedeutet demnach noch nicht zwingend, dass eine Person auch zu den working poors gehört. Müssen aber mehrere Personen von einem niedrigen Erwerbseinkommen leben, so steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die Haushaltsgemeinschaft zu den working poors zu rechnen ist.

Das Aufziehen von Kindern ist heute in der Schweiz zu einem eigentlichen Armutsrisiko geworden.

*Dr. Carlo Knöpfel ist Leiter der Stabsstelle Grundlagen und Evaluation der Caritas Schweiz

Wie viele working poors?

Die beste Datenquelle zur quantitativen Erfassung der working poors stellt noch immer die nationale Armutsstudie von Professor Leu und seinen Mitarbeitern dar. Diese arbeitet allerdings mit Zahlen aus dem Jahr 1992, welche die krisenhafte Entwicklung der 90er Jahre noch nicht reflektieren. 1992 gehörten 250 000 Personen zu den working poors. Dies entspricht einem Anteil von 4,7 Prozent an der Bevölkerung im Erwerbsalter (Tabelle S. 9). Working poors machen rund zwei Drittel aller Armen unterhalb des Rentenalters aus. Ein Blick auf die Sozialhilfestatistiken einzelner Städte zeigt, dass die Zahl der working poors in den letzten Jahren wahrscheinlich deutlich angestiegen ist. So hat zum Beispiel die Zahl von Neubezügerinnen und Neubezügern von Sozialhilfe in der Stadt Zürich, die in Working-poor-Haushalten leben, sich zwischen 1993 (5,5%) und 1996 (9,5%) beinahe verdoppelt. Diese Hinweise müssten allerdings weiter erhärtet werden, weil nicht sicher ist, ob diese Personen nicht schon früher zu den working poors zählten, aber erst in den letzten Jahren die Sozialhilfe in Anspruch genommen haben, weil sich ihre Situation weiter verschlechtert hat.

Anzahl und Quote der working poors, Anteil der working poors an den Armen im Erwerbsalter vor Sozialtransfers im Jahr 1992

Armutsgrenze	Grenzwert in Franken pro Monat a)	Quote der working poors in % b)	Anzahl working poors c)	Anteil working poors an den Armen im Erwerbsalter in %
SKOS-Armutsgrenze	1800	4,7%	250 000	69%
EL-Armutsgrenze	2100	7,7%	410 000	69%

Quelle:
Berechnungen des Volkswirtschaftlichen Instituts der Universität Bern; Bundesamt für Statistik: eigene Berechnungen.

a) Nach Steuern und Sozialversicherungsbeiträgen.
b) Entweder ist die Stichprobenperson im Erwerbsalter, bezeichnet sich selbst als voll erwerbstätig und ist in den letzten 12 Monaten während mindestens 48 Wochen einer Beschäftigung nachgegangen oder ihr (Ehe-)Partner ist voll erwerbstätig.
c) Die Zahl umfasst alle Mitglieder der als arm eingestuften Haushalte.

Paare mit Kindern und alleinlebende Männer laufen überdurchschnittlich grosse Gefahr, zu den working poors zu gehören. Zwei Drittel der working poors leben in Haushalten mit Kindern. Einmal mehr wird damit deutlich, dass das Aufziehen von Kindern heute in der Schweiz zu einem eigentlichen Armutsrisiko geworden ist.
Das Armutsrisiko nimmt mit zunehmendem Alter ab. Wiederum zwei Drittel der working poors sind unter 40 Jahre alt. Je qualifizierter die Ausbildung, desto geringer das Armutsrisiko. Personen, die nur die obligatorische Schule besucht haben, weisen daher ein überdurchschnittlich hohes Armutsrisiko auf. Allerdings hat rund die Hälfte der working poors eine Berufslehre oder gleichwertige Ausbildung absolviert. Ausländerinnen und Ausländer sind einem erhöhten Risiko ausgesetzt. Drei Viertel der working poors sind jedoch schweizerischer Nationalität.

Zur Einkommensschwäche kommen Probleme in anderen Lebensbereichen hinzu. Working poors leben häufig in einer überbelegten Wohnung, haben gesundheitliche Probleme und sind mit ihrer Lebenssituation unzufrieden.

Wo arbeiten working poors?

Allgemein kann man feststellen, dass der Anteil an Tieflohnbezügerinnen und -bezügern neben der Landwirtschaft vor allem im «traditionellen» Teil des Dienstleistungssektors (Handel, Gastgewerbe, Reinigung) besonders hoch ist. Niedriger ist er hingegen im industriellen Sektor sowie bei den Dienstleistungen mit hohem Mehrwert, insbesondere bei den Banken und Versicherungen. Zwischen 1991 und 1997 gehörten rund 12 Prozent aller vollzeitlich Beschäftigten zum Niedriglohnsegment. Sie verdienten an einer Vollzeitstelle nicht mehr als 2850 Franken im Monat.

Je qualifizierter die Ausbildung, desto geringer das Armutsrisiko.

Fortsetzung nächste Seite

Arme finden kaum Wohnraum

Finanzschwache Haushalte haben kaum Chancen, auf dem zürcherischen Wohnungsmarkt eine Wohnung zu finden. In jeder dritten vom Kanton subventionierten Wohnung leben arme Menschen. Die aktuelle Leerwohnungsziffer im Kanton beträgt 0,97% und liegt unter dem gesamtschweizerischen Durchschnitt von etwa 1,6%. Im Kanton streut diese Kennzahl zwischen 0,36% im Bezirk Zürich und 1,58% im Bezirk Meilen. Für einen funktionierenden Wohnungsmarkt sind 1,5% Leerwohnungen erforderlich.

Arbeitslose, Suchtkranke, je nach Herkunft und Hautfarbe Ausländer/innen sowie Personen mit unregelmässigen Einkommen haben auf dem freien Markt grosse Schwierigkeiten, eine bezahlbare Wohnung zu finden. Diese Personen sind auf die soziale Wohnungsvermittlung, Mietzinsgarantien und Wohnbetreuung angewiesen (z. B. Notwohnungen). Die Zahl der sozial und finanziell schlecht gestellten Personen, die vermehrt Wohn- und Mietzinsprobleme haben, steigt, obwohl die Wohnkosten in den letzten Jahren stabil geblieben, teilweise sogar gesunken sind. In dieser Gruppe befinden sich auch working poors.

Die meisten Wohnungen für benachteiligte Personen stellt heute der gemeinnützige Wohnungsbau zur Verfügung. Nur ein kleiner Teil davon zählt zum staatlich unterstützten Sozialwohnungsbau. Von den ursprünglich 53 400 unterstützten Wohnungen unterliegen heute noch rund 11 000 den kantonalen Subventionsbestimmungen.

Tragbare Wohnkosten bedeuten für viele Personen und Familien bereits ein ausgeglichenes Haushaltsbudget. Etwa ein Drittel der Haushalte, die Nutzniesser der kantonalen Wohnbauförderung sind, leben am Existenzminimum oder darunter. Diese Personen benötigen aber in der Regel keine weiteren Sozialhilfen. In diesem Sinne hat die Wohnbauförderung eine starke präventive Funktion: Hilfe zur Selbsthilfe.

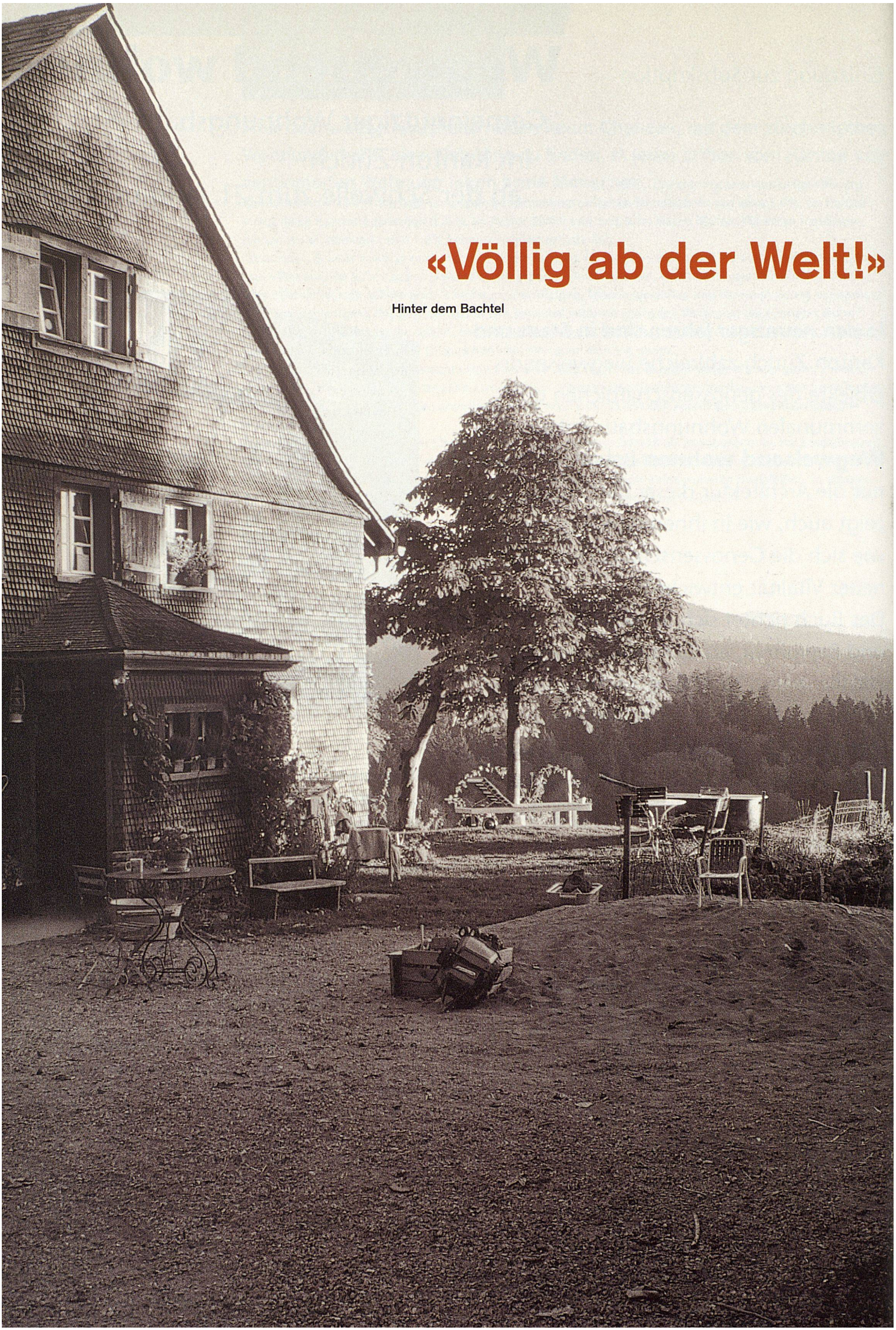
Christian Caduff, Leiter der Fachstelle Wohnbauförderung

Was tun für die working poors?

Drei politische Vorschläge haben sich seit der Publikation der Caritas-Studie in zahlreichen Diskussionen herauskristallisiert. Es braucht Mindestlöhne. In vielen Gesamtarbeitsverträgen (GAV) sind solche Minimallöhne für die verschiedenen Berufskategorien und Anstellungsverhältnisse festgelegt. In Branchen mit einem GAV finden sich darum auch eher selten Tieflohnbezügerinnen und -bezüger. Ganz anders sieht es in vielen Dienstleistungsbranchen aus, die solche Vereinbarungen nicht kennen. Zumeist ist in diesen Wirtschaftszweigen der gewerkschaftliche Organisationsgrad sehr niedrig. Trotzdem sind nach Ansicht der Caritas gesetzlich festgelegte Mindestlöhne nicht anzustreben. Erwünscht wären sozialpartnerschaftliche Regelungen. Doch gesetzlich bestimmte Lohnuntergrenzen könnten zur Ultima Ratio werden, wenn dies nicht gelingen sollte.

Die Festlegung von Mindestlöhnen allein wird das Problem der working poors allerdings nicht lösen können. Denn ob ein Haushalt zu den working poors gerechnet werden muss, hängt stets davon ab, wieviele Menschen von einem Lohn leben müssen. Es braucht also eine bedarfsorientierte Ergänzung der Lohneinkommen. Die Sozialhilfe von heute ist dazu nur bedingt geeignet. Geprüft wird darum eine Ausweitung der Ergänzungsleistungen auf die Gruppe der working poors.

Als dritte Massnahme wird die direkte Unterstützung der Kinder in Form von national einheitlich geregelten Kinderzulagen diskutiert. Damit könnte jenen am wirksamsten geholfen werden, die wohl am stärksten unter der Armut zu leiden haben. [eXtra]



«Völlig ab der Welt!»

Hinter dem Bachtel

Text: Mike Weibel
Fotos: Heinz Dolderer

Nicht weit vom Millionen-Zürich liegt das Tösstal. Und doch für viele im Abseits. Nur nicht für jene, die «da oben» und «da hinten» leben. Ein Ausflug talaufwärts.

Lange folge ich den Schildern Richtung Turbenthal, die Stadt Winterthur franst in südöstlicher Richtung aus, die Neubauten haben sich nach Oberseen hin ausgebreitet. Dann überwindet die Hauptstrasse eine Geländekuppe und führt mit sanftem Schwung ins Tösstal. Nur wenige Fahrzeuge werden mir auf meiner Reise entgegenkommen, die Pendler sind schon bei der Arbeit; häufiger begegnet man den grün-gelben Wahlplakaten, deren Köpfe mit den reifen Kürbissen auf dem Feld um die Wette strahlen.
Während die ersten Dörfer an mir vorbeiziehen, lasse ich nochmals Revue passieren, was meinen Bekannten zum Thema Tösstal eingefallen ist. «Dort ist's mir zu kalt zum Töffahren», meinte Monika. «Wunderschön für einen Sonntagsausflug, aber dort wohnen? Nie!», äusserte sich Bernhard, der mitten in Winthertur wohnt. «Die leben dort wie im letzten Jahrhundert, die alten Häuser, das langsame Züglein», sagt Esther, die am Zürichsee wohnt. «Völlig ab der Welt!»

Dominique, meine Gewährsfrau aus Turbenthal, widerspricht vehement. In 23 Minuten sei sie mitten in der Stadt, zweimal stündlich neuerdings. Das Tösstal zähle am meisten Sonnenstunden im Kanton Zürich, und das Publikum in Wila habe die Vera Kaa kürzlich dem Lorenz Keiser wärmstens empfohlen. «Da hinten», sagt sie, wenn sie übers Tal redet. «Ich liebe das Landleben, und hier bin ich schnell im Grünen. Wäre der Winter dort nicht drei Wochen länger, würde ich gerne in einer Aussenwacht, in einem Seitental leben.»

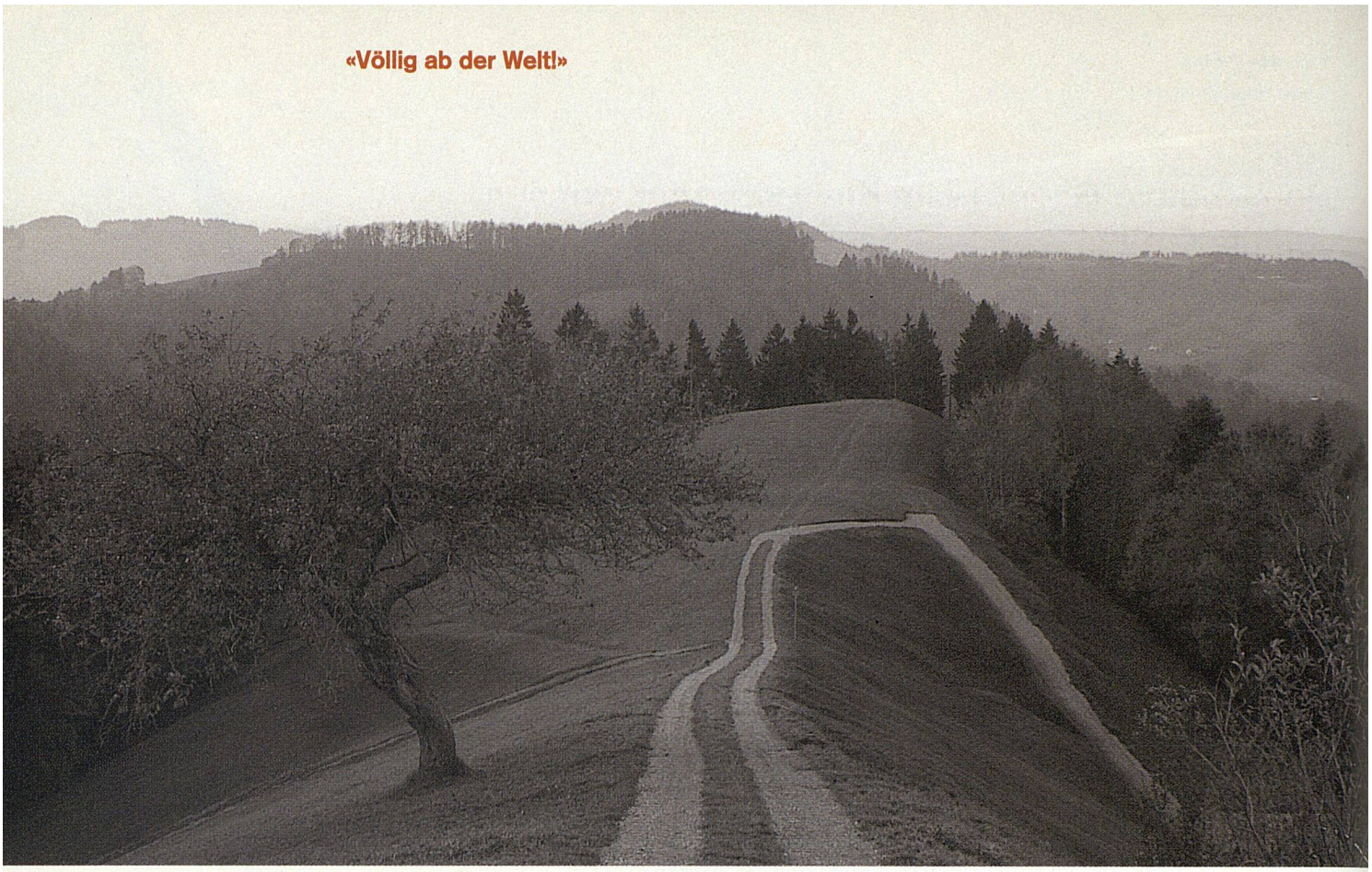
«Wunderschön für einen Sonntagsausflug, aber dort wohnen? Nie!»

Turbenthal ist der Hauptort des Tösstales. Flöge ein Vogel 24 Kilometer geradeaus, landete er in Zürich. Nach Nordosten öffnet sich hier das Tal, der Verkehr strömt gen Wil in die Ostschweiz. Die Bevölkerung nimmt ab, in den vergangenen zwei Jahren um 60 Personen, ein Verlust von 1,5 Prozent. Oft begegne ich Plakaten mit ausgeschriebenen Wohnungen, nicht nur in Turbenthal. Im unteren Tösstal dagegen, in Kollbrunn, Zell, Rikon, sei viel gebaut worden, höre ich – der Siedlungsdruck von Winterthur steigt.

Erster Halt also in Turbenthal. Der Föhn wirbelt die Blätter über die Strassen und lässt die Wälder aufleuchten. Gemächlich bauen Marktfahrer ihre Stände auf. Der Nachmittag ist schulfrei. Am letzten Montag im Oktober ist Herbstmarkt in Turbenthal, seit 1832. Ebenso zeitlos in ihrer Zweckmässigkeit scheinen die Kleidungsstücke auf den Auslagen.
Ich kehre im Restaurant Kreuz auf einen Kaffee ein. Der blaue Dunst in der Stube scheint dicker als der Espresso, den der Wirt reicht. Fünf Männer sitzen beim Bier. Im düsteren Treppenhaus liegt ein riesiger Berner Sennenhund. Im Angebot sind «Blick», «Tösstaler» und «Zürcher Oberländer». Die Verbreitung von «NZZ» und «Tages-Anzeiger» ist besonders in den Gemeinden des mittleren und oberen Tösstals stark; 60 von 1000 Einwohner/innen haben ein Abonnement. Im kantonalen Mittel sind's dreimal mehr.

Konservativ seien die Tösstaler, Neuem gegenüber sofort skeptisch, sagt Dominique – aber doch in gewissem Sinn auch offen. «Es leben auch viele Spinner im Tal, die lässt man leben.» Sie führt mich nach Tablat, einem Weiler abseits der Hauptstrasse, dann weiter ins Tal des Steinenbachs. Hier führte die Strasse weiter nach Schmidrüti, wo Eduard Meier Ufos predigt und die Schweizer Armee bis vor kurzem Raketen polierte. Doch wir halten nach rechts, bis die Strasse auf der Karte endet und nur noch die Ortskundige weiterweiss. Im ersten Gang schleichen wir von hinten auf den Sternenberg.

Wie wohnt es sich oben im Tösstal, zu Berg? Fragen wir Beni Strommer, Landwirt und Wildhüter, Strahlegg, 1000 Meter über Meer, Gemeinde Steg. Seine Urgrossmutter sei erwähnt in den «Menschen am Schnebelhorn». Der Hof war «schon immer in der Familie». Wenn der Vater sein Wohnrecht auflöse, werde er mit seiner Familie dorthin ziehen. «Zum Wohnen würde es mir hier oben besser gefallen, schon wegen der Aussicht», sagt er, als wir bei Kaffee am Küchentisch sitzen. Nach der Heirat hat er eine Weile im Tal gewohnt, in einem Block. Da waren ihm die Nachbarn doch zu nahe. «Hier oben habe ich mehr Ruhe, wenig Verkehr und finde trotzdem einen Babysitter für Jennifer.» Am Sonntag, wenn Wanderlustige in Scharen den Berg erobern, zieht sich Beni Strommer zurück. «Ich gebe mich nicht als Einheimischer zu erkennen.» Wie seine Frau ist er Mitglied im Turnverein und bei der Feuerwehr, das gibt Kontakte. «Wir haben einen grossen Bekanntenkreis, und im Winter, wenn die Strasse schwierig ist, holen wir den Besuch unten



ab.» Nach Zürich sei es eine Stunde mit dem Auto, aber er brauche das eigentlich nicht, die vielen Leute. Seine Frau nimmt ihn gar nicht mehr mit.
Mit 25, vor 13 Jahren, hat er dem Tal den Rücken gekehrt, sieben Monate Kanada. «Als Jugendliche waren wir schon ziemlich verschossen hier hinten, bevor wir die Autoprüfung hatten. Ich war im Leben nie in einer Disco.» Heute gebe es das alles auch im Tal. Was mit der Schule gehe, wisse man nicht genau, sagt Susette Strommer. Noch sind es sieben Schüler/innen, die der Schulmeister auf der Strahlegg unterrichtet. «Und wohin fahren Sie in die Ferien?», will ich wissen. Ans Meer, «wenn wir es vermögen», antwortet der Landwirt. «Seychellen, Mauritius, Costa Rica. Dort suchen wir uns dann eine Pension, wo's wenig Leute hat.»

Wie wohnt es sich oben im Tösstal, zu Tal? Fragen wir Irene Müller, Neuthal, Gemeinde Wald. Wenn ihre Tochter eine Kindergartenkollegin zum ersten Mal mit nach Hause bringt, erzählt Irene Müller und schauspielert dazu das staunende Kind, bleibt es auf der Türschwelle stehen und traut sich kaum, in den riesigen Raum zu treten. Wer die Enge von Bauernstuben gewohnt ist, dem wird wohl schwindlig in der fast vier Meter hohen Loft. 200 Quadratmeter Lebensraum mietet die freischaffende Fotografin, Schlaf- und Requisitenraum sind abgetrennt vom Hauptraum, der zugleich Küche, Wohn- und Spielzimmer wie auch Fotostudio ist.

«Als ich vor drei Jahren zum ersten Mal hier heraufgefahren bin, sagte ich mir, nein das kannst du nicht machen, das ist ja am Arsch der Welt!» Stets hatte sie in Zürich und den umliegenden Gemeinden gelebt. «Doch ich wünschte mir für meine Tochter einen Freiraum, ich wollte ihr eine erdverbundene Kindheit ermöglichen. Kam dazu, dass ich an diesem Ort für wenig Geld Wohn- und Arbeitsraum zusammenlegen konnte.» Heute zahlt Irene Müller 1280 Franken Miete monatlich, inklusive Nebenkosten. Den Innenausbau hat sie selbst bezahlt.

Wenn sie in Zürich zu tun hat und dann nach Hause kommt, «ist es wie eine Ferienwohnung.» Die Kuhglocken stören die Ruhe nicht, meist liegt das Tal über dem Nebel. Noch nie sei sie so viel spazieren gegangen, zum Wasserfall sind's nur 20 Minuten. Und das Kind! Anne «steht oft vor Dreck», wenn sie nach Hause kommt, und das sei gut so. Über die Tagesfamilie ihrer Tochter habe sie Anschluss an ein Netz von Beziehungen zu Einheimischen, erzählt die Ex-Städterin. Dass sie mit der Tochter an die Viehschau geht, weil deren Lieblingskuh Amanda vielleicht prämiert wird, kommt Irene Müller nicht mehr ganz fremd vor.
Der Rest der Welt, jenseits des Tösstals, verblasst zusehends. «Am Anfang habe ich die Stadt noch gebraucht, zwei, drei Tage.» Den «Tages-Anzeiger», früher abonniert, kauft sie gelegentlich am Kiosk. Der Fernseher ist schon lange kaputt. Die Freundschaften sind weniger geworden, dafür bleiben die Gäste oft über Nacht. Die letzte Verbindung nach Zürich geht um 22.34 Uhr.

Somawathie G. durfte im Kinderzimmer wohnen. Juanita C. schlief auf dem Boden im Gang. Beide hatten vom besseren Leben im Dienst von einflussreichen Diplomaten geträumt. Im angesehenen Genf, in der reichen Schweiz.

von Helen Brügger

Wie Sklaven gehalten

In Genfs Diplomatenvierteln, hinter den undurchdringlichen Mauern luxuriöser Residenzen, im Keller der internationalen Hautevolee, vegetieren Hausangestellte aus der sogenannten Dritten Welt. Sie arbeiten rund um die Uhr für die Herrschaften und verdienen kaum mehr als ihr tägliches Brot.

Zum Beispiel Somawathie G. Sie ist 1968 in Sri Lanka geboren. Zwischen dem 18. Dezember 1994 und dem 11. August 1995 arbeitete sie als Hausangestellte im Dienst eines Uno-Diplomaten aus Oman in Genf. Bis sie es nicht mehr aushielt: «Ich hatte das Kind auf den Armen, es weinte. Ich machte die Frau meines Arbeitgebers darauf aufmerksam, dass es Hunger hatte. Sie nahm es, legte es aufs Bett und begann mich zu schlagen, an den Haaren zu reissen und mir Fusstritte zu geben. Dann drohte sie, mich in Stücke zu schneiden und diese nach Sri Lanka zu schicken. Nachdem sie weg war, packte ich meine Sachen und flüchtete durchs Fenster.» Ein Nachbar bringt die verstörte Somawathie auf den Polizeiposten. Die Polizei konstatiert Verletzungen an Kopf und Beinen.

Der kleinen, aber aktiven «Gewerkschaft ohne Grenzen» (Syndicat sans Frontières), die sich in Genf um die Angestellten der internationalen Funktionäre kümmert, erzählt Somawathie ihren Alltag: «Ich hatte ein Zimmer, wo ich mit der Kleinen schlief, wo auch alle ihre Spielzeuge waren. Ich hatte einen Schrank für meine Sachen. Kein Fernsehen, aber ein Kassettenradio. Ich konnte nie allein in meinem Zimmer sein.» Somawathie musste Geschirr und Kleider von Hand waschen. Die Benutzung von Waschmaschine und Geschirrspüler war ihr verboten. Allein auszugehen, war ebenfalls untersagt. Während der sieben Monate im Dienst des Diplomaten durfte Somawathie zweimal ihre Arbeitgeber in den Ausgang begleiten, und auch das nur, um auf das Kind aufzupassen. Die Identitätspapiere lagen beim Arbeitgeber. Für einen 18-Stunden-Tag während sieben Tagen pro Woche verdiente sie 50 US-Dollar pro Monat.

Hungerlohn ist üblich

Im Genf der Uno-Missionen und diplomatischen Botschaften scheint es als Kavaliersdelikt zu gelten, Hausangestellte bis zu 18 Stunden pro Tag für Hungerlöhne arbeiten zu lassen. Seit ihrer Gründung im Jahr 1990 hat die Gewerkschaft mehr als 150 Fälle betreut. Die Dossiers sind erschütternde Dokumente von Unterbezahlung, missbräuchlichen Entlassungen, Misshandlungen, sexuellen Belästigungen, unmenschlichen Unterkünften.

Linda R. zum Beispiel berichtet, dass ihr Arbeitgeber sie bis in ihr Zimmer verfolgte und sexuell belästigte. Juana G. musste den ganzen Tag im ungeheizten Haus arbeiten, die Heizung wurde erst bei Rückkehr der Arbeitgeber eingestellt. Juanita C. schlief auf dem Boden im Gang. Wie Luis Cid, Präsident der «Gewerkschaft ohne Grenzen», versichert, sind die Hausangestellten nicht selten im Keller, im Estrich, im Kinderzimmer, in der Küche oder einem Abstellraum untergebracht. Obwohl ein eigenes Zimmer und die Möglichkeit, es abzuschliessen, eigentlich zu den Rechten der Angestellten gehört.

Diplomatische Immunität schützt

Laut Anweisungen der zuständigen eidgenössischen Stellen müssen die Hausangestellten in der Regel beim Arbeitgeber wohnen. Aus der Sicht der «Gewerkschaft ohne Grenzen» werden dadurch Abhängigkeit und Verletzlichkeit der Hausangestellten erhöht. Sie kommen im Handgepäck der Diplomaten in die Schweiz, sind ortsfremd, haben kein soziales Netz, keine Sprach-

Wie kenntnisse und sehr beschränkte Kontakte zur Aussenwelt. Nur ein kleiner Prozentsatz der Opfer von Missbräuchen wagt deshalb den Schritt an die Öffentlichkeit.

Immerhin war es dank der «Gewerkschaft ohne Grenzen» möglich, gerichtliche Entschädigungen in der Höhe von bisher insgesamt mehreren hunderttausend Franken zu erstreiten. Denn die Missbräuche finden nicht in einem rechtsfreiem Raum statt: Die internationalen Funktionäre wären eigentlich verpflichtet, die geltenden Schweizer Gesetze zu beachten. Sie können sich allerdings im Streitfall auf die diplomatische Immunität berufen und damit die Rechtshilfe für die Opfer erschweren.

Moderne Form der Sklaverei

Glaubt man der «Gewerkschaft ohne Grenzen», haben nicht einmal die sogenannten Direktiven, die das Eidgenössische Departement des Äussern 1998 erliess, um die Pflichten der internationalen Funktionäre bezüglich ihrer Angestellten zu präzisieren, Erleichterungen gebracht. Zwar müsste der Arbeitgeber darauf achten, dass entweder in der Schweiz oder im Herkunftsland eine soziale Vorsorge bezahlt wird, doch das Problem liegt bei der mangelnden Kontrolle. Was die Löhne betrifft, habe sich die Lage fast noch verschlimmert, weiss der juristische Berater der «Gewerkschaft ohne Grenzen», Rechtsanwalt Jean-Pierre Garbade. Eigentlich müssten die in Genf ortsüblichen Löhne bezahlt werden. Wieviel davon nach unten abgewichen werden kann, wenn Unterkunft und Ernährung oder Versicherungskosten abgezogen werden, ist rechtlich nicht geklärt.

Nicht nur in Genf oder New York, wo sich die meisten Diplomaten der Welt aufhalten, ist es Mode, Hauspersonal aus der Dritten Welt zu importieren. Auch Privatpersonen machen sich im Zeitalter der Globalisierung die Dienste dieser billigen und rund um die Uhr zur Verfügung stehenden, meist sehr jungen Frauen oder Männer zunutze. Damit sie nicht weglaufen, hält der Arbeitgeber ihre Papiere zurück und droht mit der sofortigen Ausschaffung, wenn sie das Haus verlassen. Laut einer Definition der Internationalen Arbeitsorganisation IAO kann man von Sklaverei sprechen, wenn den Hausangestellten Lohn, Arbeits- und Sozialrechte, das Recht auf Freizeit und Ausgang vorenthalten werden. Laut Schätzungen der IAO gibt es weltweit zwischen 100 und 200 Millionen Betroffene. Bereits agieren auf den Handel mit HaussklavInnen spezialisierte Agenturen, die ihre Ware über Internet anbieten. Das Geschäft mit der modernen Sklaverei läuft gut.

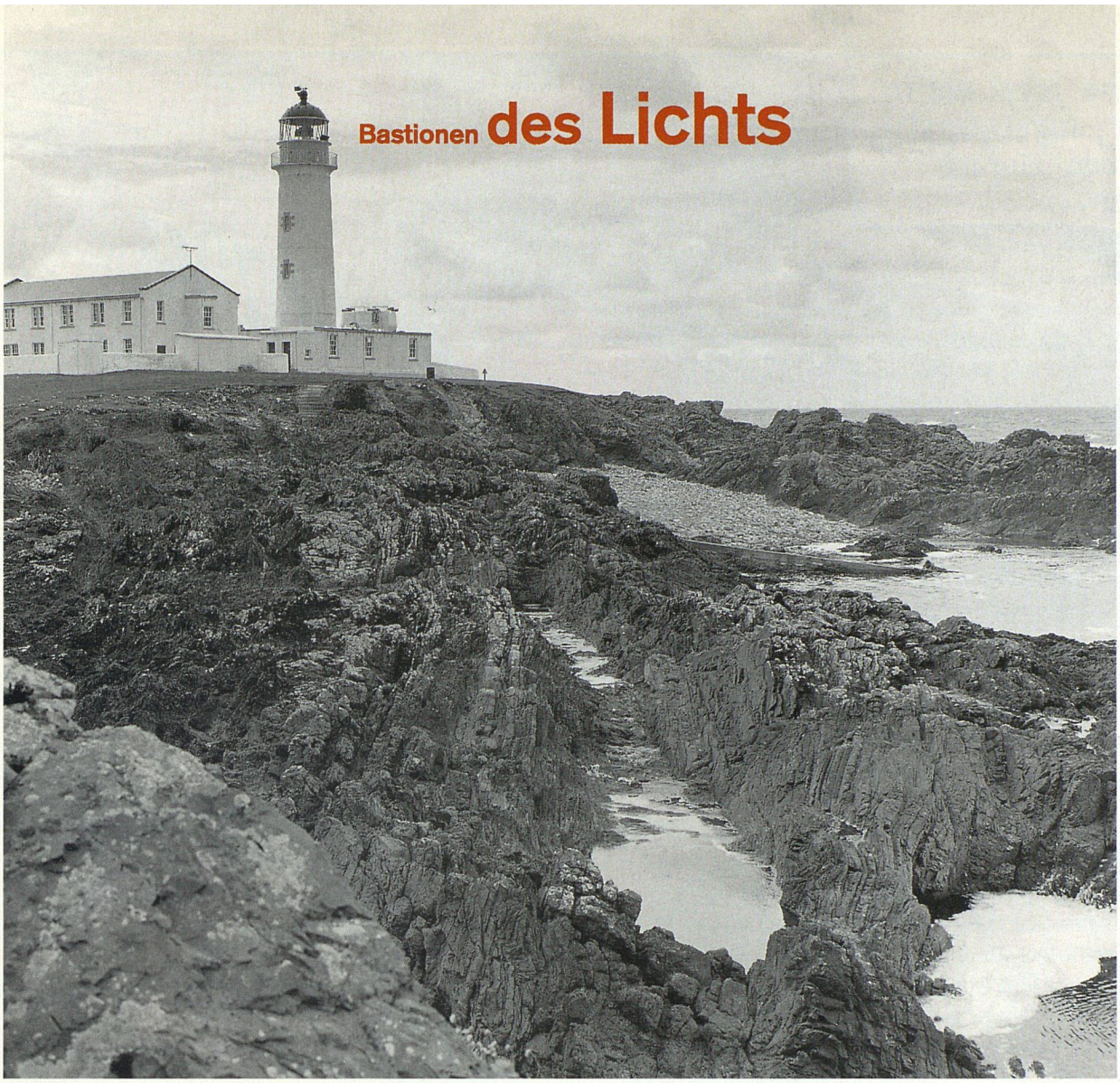
Sklaven gehalten

Juanita C. geboren 1942 auf den Philippinen, im Dienst eines jordanischen Uno-Diplomaten in Genf, gibt zu Protokoll:

«Ich war für die ganze Hausarbeit zuständig: Haushalt, Reinigung, Küche, Tischbedienung, Kinder (ein Mädchen von etwa neun Jahren und ein Junge von etwa 14 Jahren) von sieben Uhr morgens bis 24 Uhr abends von Montag bis Freitag sowie am Sonntag von sieben Uhr morgens bis 13 Uhr. Am Samstag erlaubte mir mein Arbeitgeber, anderswo zu arbeiten, um ein paar Franken zusätzlich zu verdienen. Ich hatte kein Bett, ich schlief am Boden im Gang oder auf den Toiletten, während das vollständig eingereichtete Gästezimmer leer stand. Meine Ernährung bestand aus einer Tasse Kaffee am Morgen und etwas Patisserie um 16 Uhr. Der Lohn betrug 150 Dollar pro Monat. Ich habe sieben Kinder, die auf den Philippinen geblieben sind. Obwohl mein Arbeitgeber über meine Situation auf dem laufenden war, habe ich nie einen Rappen Familienzulage gekriegt. Mein Mann ist vor zwei Jahren auf den Philippinen verstorben. Ich flog zu seiner Beerdigung mit einem von meinem Arbeitgeber bezahlten Flugschein. Die Kosten dafür hat er mir nachher in monatlichen Raten vom Lohn abgezogen. Mein Arbeitgeber hat mir nie Ferien bezahlt.» (Auszug aus einem Protokoll der Gewerkschaft ohne Grenzen, 28. August 1995.)

Comic von Sophie Gassmann

Bastionen des Lichts



Der Leuchtturm auf Fair Isle, Südstation

In sensiblen Texten und stimmungsvollen Bildern erzählen die Fotografin Angelika Fischer und Bernd E. Fischer vom harten Leben der Leuchtturmwärter an der schottischen Atlantikküste. Fasziniert von der rauhen See, den festungsartigen Bauwerken und der ästhetischen Technik bereisten die beiden eine Reihe von Leuchttürmen, kurz bevor auch die letzten automatisiert wurden. Ein Auszug aus dem wunderschönen, sorgfältig produzierten Bildband.

Wenn Angus Hutchinson seine Sachen packt, um seinen vierwöchigen Dienst auf Fair Isle anzutreten, vergisst er nie, seine Golfschläger mitzunehmen. Golf gehört zu den beliebtesten Sportarten vieler Leuchtturmwärter. Wo irgend möglich, legen sie einen Golfplatz an. Kein Inselchen ist zu klein für einen solchen Platz, auch wenn er nur vier Löcher umfasst. Oft genug landet der Ball im Meer oder verschwindet in einer Felsspalte. Auf Fair Isle sind die Bedingungen vergleichsweise komfortabel. Die Insel Fair (norwegisch «Fridarey» – «Schöne Insel»), auf halbem Weg zwischen Orkney und Shetland gelegen, ist knapp fünf Kilometer lang und hat noch immer 60 Einwohner.

Angus Hutchinson, «Principal Light Keeper» auf der Station Fair Isle South, ist manchmal ein wenig neidisch auf seine beiden Assistenten. «Obwohl wir als ‹Rock Light› eingestuft sind, gehen die beiden nach dem Dienst einfach nach Hause. Sie leben nämlich auf der Insel. Auch während der Dienstwochen haben sie immer Kontakt mit ihren Familien.» Angus' Familie lebt in Stromness und muss die nächsten vier Wochen ohne ihn auskommen. «Wir sind es gewohnt, uns regelmässig zu trennen», sagt Angus, während er in der Küche von Fair Isle South sitzt und sich bei einer Tasse Tee akklimatisiert. Er, der jenseits der Fünfzig steht, hat etliche Dienstjahre als «Keeper» hinter sich. «Lange Zeit war ich auf Fair Isle North. Als dort Schluss gemacht wurde, zog ich für fünf Jahre mit Kind und Kegel nach der Isle of Man. Da war's wärmer als hier. Ausserdem war's ein ‹Land Light›, wir konnten also immer zusammenwohnen. Nun bin ich schon wieder ein paar Jahre hier auf Fair Isle. Es ist kein schlechter Ort, man ist niemals allein, und ... », er lacht, «man kann Golf spielen.»

Noch vor einer Stunde hatte Angus den orangefarbenen Sicherheitsanzug an. In der Baracke ausserhalb von Stromness wartete er auf den Hubschrauber. John Stout, der zuständige Offizier im Stromness Depot, trat in seiner

Angus Hutchinson beim Tee.

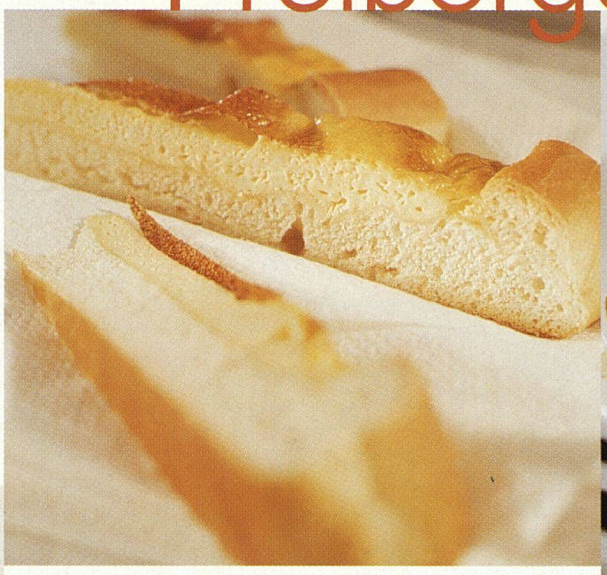
eleganten Uniform, die er an jedem «Relief Day», dem Ablösungstag, trägt, vor die Baracke und hielt Ausschau nach dem Helikopter. Die Ablösungstour ist genau festgelegt. Zuerst wird Fair Isle angesteuert. Nachdem die Mannschaft und einige Versorgungsgüter abgesetzt sind, fliegt er weiter nach Muckle Flugga. Die nördlichste aller NLB-Stationen liegt auf einem bizarren Felsengrat vor der Nordküste der Shetlands. Auf dem Rückweg geht der Hubschrauber noch einmal auf Fair Isle South nieder, um die abzulösenden «Keeper» mitzunehmen. Kurze Landung in Stromness und dann geht es weiter nach den Pentland Skerries. Wenn das Wetter klar und sonnig ist, ziehen die Orkneys wie ein Puzzlespiel unter dem Flugzeug hin. Manchmal ist der Turm am Start Point auf der Insel Sanday zu sehen, der einzige längsgestreifte Leuchtturm Grossbritanniens. Nach einer halben Stunde ist Fair Isle erreicht. Die Nordstation, gebaut auf einem schwindelerregenden Felsplateau, ist automatisiert. Die Südstation liegt auf Meeresniveau. Dort sind vier Männer beschäftigt.

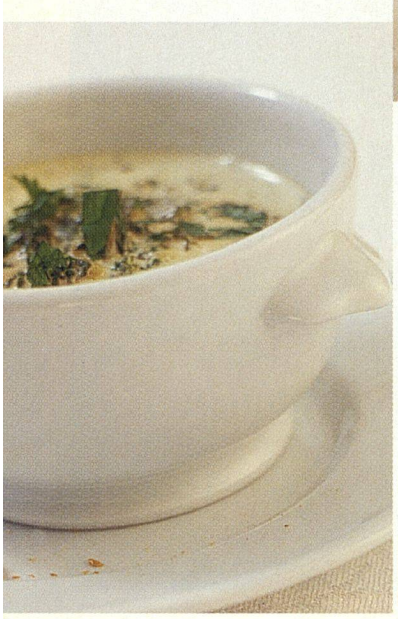
Angus Hutchinson äugt misstrauisch nach dem Wetter. Ob er wohl zum Golfspielen kommen wird? Einige Möwen umkreisen den Turm. Der Innenhof ist nass. Ein kalter Wind bläst. Bald gilt es, die vierwöchige Routine wieder aufzunehmen: die Wetterbeobachtung, die Eintragungen ins Logbuch, die Putz- und Pflegearbeit, den Küchendienst. Vier Wochen lang rund um die Uhr, in ständigem Schichtwechsel. Auch die Überwachung der Nordstation steht auf dem Dienstplan, seit dort niemand mehr arbeitet. Angus glaubt, dass Fair Isle South noch einige Jahre besetzt bleiben wird. Aber irgendwann wird er auch hier den letzten Dienst antreten, und die Inselbewohner werden sich zum Golfspielen andere Partner suchen müssen. Die Lichter werden beim Einbruch der Dämmerung weiterhin kreisen, pünktlich und zuverlässig. Aber auf den Bastionen des Lichts wird es still sein ohne die Männer, die dort seit den Zeiten der Stevensons Wind, Wetter und Einsamkeit standhielten – «In salutem omnium – Für die Sicherheit aller!»

Text und Fotos aus
Bastionen des Lichts
Angelika Fischer und Bernd E. Fischer
Vacat Verlag, Potsdam, 1997
ISBN 3 930752 093
187 Seiten, Schwarzweiss-Bilder, Fr. 62.–

Freiberger Rezepte

Am westlichen Rand der Schweiz liegt die Region der Freiberge. Dort hat die Milchwirtschaft Tradition, und der Tête-de-Moine aus dem Kloster Bellelay gehört für Käseliebhaber/innen zu den sicheren Werten einer vielfältigen Käseplatte. Wir haben ein festliches Menü aus traditionellen Freiberger Speisen zusammengestellt.





Brennesselsuppe

für 4 Personen
50 g junge Brennesseln, abgespült, gehackt
250 g Kartoffeln, geschält, gewürfelt
1 Zwiebel, gehackt
2 Knoblauchzehen, gehackt
7 dl Fleischbouillon
1 dl Vollrahm
2 EL junge Brennesseln, abgespült, gehackt

1. Brennesseln, Kartoffeln, Zwiebel und Knoblauch in eine Pfanne geben. Bouillon beigeben, 30 Minuten lang kochen lassen.

2. Kartoffeln mit einem Schwingbesen oder Kartoffelstampfer zerdrücken. Den Rahm beigeben und abschmecken. Die Brennesseln in die Suppe streuen und sofort servieren.

Le Toétché

Für ein Backblech von 24 cm
Teig:
250 g Mehl
1 Tl Salz
20 g Butter
10 g Hefe
2 EL Milch
1,25 dl Milch
1 EL Kirsch
Guss:
1 Ei
1 Eigelb
2 dl Doppelrahm
1 Prise Safran

1. Für den Teig Mehl und Salz mischen, eine Mulde formen. Butter in kleinen Stückchen zum Mehl geben. Hefe mit Milch auflösen und in die Mulde giesssen, mit etwas Mehl vom Rand zu einem dickflüssigen Teig anrühren, 30 Minuten gehen lassen.

2. Milch und Kirsch dazugiessen, mischen und zu einem Teig zusammenfügen, kneten bis er weich und elastisch ist. Den Teig auswallen, das Blech damit belegen. Bei Zimmertemperatur nochmals 45 Minuten gehen lassen.

3. Für den Guss Ei, Eigelb, Doppelrahm und Safran zusammen verrühren, auf den Teig giessen. Im auf 220 °C vorgeheizten Backofen auf der untersten Rille während 30 Minuten backen. Aus der Form nehmen, auskühlen lassen. In Stücke schneiden.

Flambiertes Kaninchenragout an Senfsauce

für 4 Personen
800 g Kaninchenragout
Bratbutter oder Bratcreme
40 g Senf, grobkörnig
100 g Butter,
1,5 dl Weisswein
1 Lorbeerblatt
Salz, weisser Pfeffer aus der Mühle
0,5 dl Cognac

1. Kaninchenstücke trockentupfen, in der heissen Bratbutter goldbraun anbraten.

2. Senf, Butter, Weisswein und Lorbeerblatt dazugeben und aufkochen. Mit Salz und Pfeffer würzen, zugedeckt 1 Stunde sanft schmoren. Sauce abgiessen und beiseite stellen.

3. Den Cognac in einer Kelle im Wasserbad wärmen, über das Fleisch giessen, sofort mit einem Zündholz anzünden und flambieren (nicht unter Lüftung flambieren!). Mit der Sauce ablöschen, abschmecken.

Dazu passen Kartoffelstock oder Maisgries.

Gebrannte Creme mit Schneeballen

für 6 Personen

Schneeballen
1 l Milch
6 Eiweiss
2 EL Zucker

Creme
200 g Zucker
0,5 dl Wasser
2 El Maizena
0,5 dl Milch
6 Eigelb

1. Für die Schneeballen Milch in einer weiten Pfanne an den Siedepunkt bringen.

2. Eiweiss zu Schnee schlagen, Zucker beigeben und weiterschlagen, bis eine glänzende Masse entsteht.

3. Mit 2 Esslöffeln Nocken formen und auf die heisse Milch geben. Etwa 3 Minuten pochieren (die Milch darf nicht sieden). Die Schneeballen mit der Schaumkelle auf einen Teller geben, kühl stellen. Die Milch absieben.

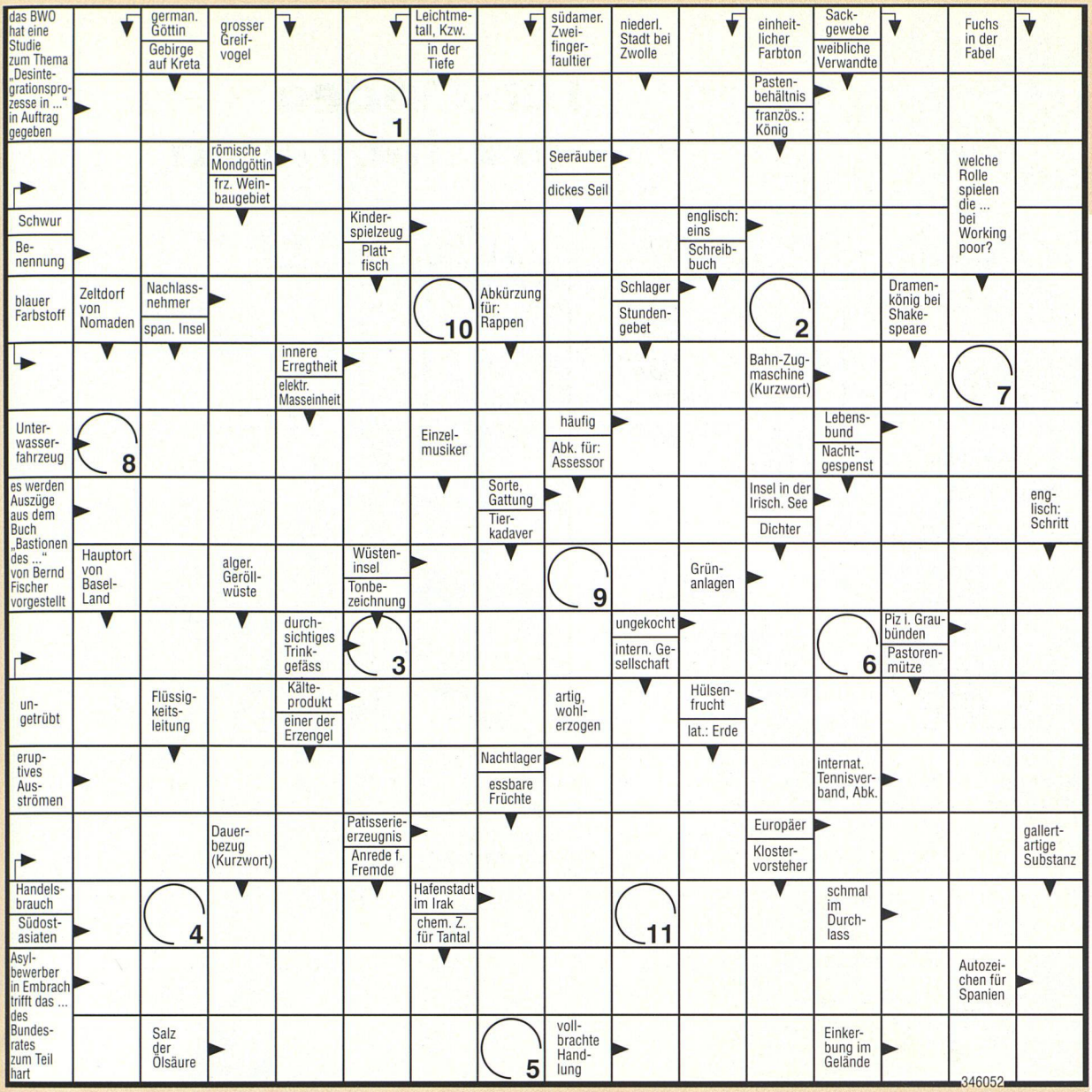
4. Für die Creme den Zucker hellbraun rösten bis er schäumt, Pfanne von der Platte ziehen. Wasser beigeben, Pfanne zurück auf die Platte stellen und Caramel lösen. Abgesiebte Milch dazugeben und aufkochen.

5. Maizena mit Milch auflösen, Eigelb dazugeben, verrühren. Die Caramelmilch dazurühren, zurück in die Pfanne giessen und unter Rühren zur Creme binden, nicht kochen. Auskühlen lassen, im Kühlschrank kalt stellen.

6 Die Creme in Dessertschalen anrichten, die Schneeballen daraufgeben und servieren.

Buchhinweis:
Die aufgeführten Rezepte finden sich alle in einem neuen, reizvoll bebilderten Büchlein der Schweizer Milchproduzenten. Hinter dem Titel «Die Freiberge – Die Region. Die Rezepte.» sind nicht nur eine Vielzahl traditioneller Rezepte aufgeführt. Auch raffinierte Kocherein, wie sie die Spitzenköch/innen zwischen La Chaux-d'Abel, Goumois, Fornet-Dessous und Saignelégier servieren, haben Eingang in den kleinen Bildband gefunden. Er wartet überdies mit amüsanten und informativen Geschichten über die Region auf.

«Die Freiberge»
Schweizer Milchproduzenten
(SMP)
Buchverlag
Weststrasse 10
3000 Bern 6
Tel. 031 359 57 28
Kosten:
Fr. 21.50 inkl. Versand



1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12

Gewinnen Sie einen der vier Goldbarren!

Wenn Sie das gesuchte Lösungswort herausgefunden haben und uns Ihre Antwort auf einer Postkarte einsenden, dann winken Ihnen goldige Zeiten. Vielleicht gehören gerade Sie diesmal zu den glücklichen Gewinner/innen. Aber nur wer mitmacht, erhält eine Cheance.

1. Preis: 1mal 20 Gramm Gold
2. Preis: 1mal 10 Gramm Gold
3. Preis: 1mal 10 Gramm Gold
4. Preis: 1mal 10 Gramm Gold

Ihre Lösung schicken Sie bis zum 31. Januar 2000 an:
Redaktion «wohnen», Preisrätsel, Postfach, 8057 Zürich.
Die Gewinner/innen werden ausgelost und sofort benachrichtigt.
Über das Rätsel wird keine Korrespondenz geführt.

wohnen

Impressum:
eXtra
Ausgabe 3/98

Beilage zum «wohnen» Nr. 12/99

Herausgeber:
SVW

Redaktion:
Redaktion «wohnen»

Visuelle Gestaltung:
Markus Galizinski, Zürich

Lithos/Druck:
gdz AG, Zürich